

Henning Bleyl

Bibliotheksentwicklung: Vom Wie zum Wohin

in

Hauke, Petra (Hg.): Öffentliche Bibliothek 2030.

Herausforderungen – Konzepte – Visionen, Bad Honnef : Bock
+ Herchen Verlag, S. 7-15



Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung –
Nicht kommerziell – Weitergabe unter gleichen Bedingungen

4.0 International Lizenz (CC BY-NC-SA 4.0)

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0/>

DOI (Aufsatz) auf dem edoc-Server: <https://doi.org/10.18452/20217>

DOI (Gesamtband) auf dem edoc-Server: <https://doi.org/10.18452/19927>

Gefördert aus dem Open-Access-Publikationsfonds
der Humboldt-Universität zu Berlin

Bibliotheksentwicklung: Vom Wie zum Wohin

HENNING BLEYL

Wenn Wissen allgegenwärtig wird, muss sich auch die Institution Bibliothek neu erfinden. Um dabei nicht in eine Identitätskrise zu geraten, braucht sie zwei sehr verschiedene Dinge: Balance und Radikalität. Ersteres in Bezug auf alte und neue Aufgaben, zweiteres in Hinblick auf ihre weitere Demokratisierung. Der Text untersucht, in längerer historischer Perspektive, welchen Identitätswandel Bibliotheken durchleben. Der verbreiteten Vorstellung, die Digitalisierung erzwingt eine Anpassung des bibliothekarischen Selbstverständnisses, setzt der Text eine andere Sichtweise entgegen: In dieser erscheint der digitale Umbruch lediglich als – wenn auch äußerst rasante – Beschleunigung einer Entwicklungslogik, deren zentrale Kategorie die Demokratisierung von Wissen ist. Deutlich wird: Die Sammlung von Wissen ist nicht nur mit Erkenntnis-, sondern auch mit Machtinteressen verbunden – die sich auf einer politischen Bewertungsskala zwischen demo- und autokratisch beinahe beliebig orientieren können.

Keywords: Öffentliche Bibliothek; Demokratisierung; Digitalisierung; Öffnungszeit; Open Library <Konzept>; Bibliothekspersonal

Einleitung: Vom Funktionswandel zum Legitimierungsbedarf

Bücher sind nicht alles an diesem Ort – aber ohne Bücher wäre alles hier nichts.

Kein Zweifel: Die offensichtlichen Veränderungen des Bibliothekswesens werden mittlerweile auch von großen Medien des Landes registriert und reflektiert. Der hier zitierte „Bücher“-Satz stammt aus einer großen Seite-3-Reportage der Süddeutschen Zeitung (Ausgabe vom 6./7. April 2019). Der (Teil-)Rückzug gedruckter Medien zugunsten eines größeren und deutlich diverseren Raumangebots in den Bibliotheken wird wahrgenommen, den Büchern gleichwohl ein bleibender, quasi auratischer Wert zugeschrieben. Obwohl dieser Wert eher vage definiert wird, gelte in Bibliotheken: „Auch wer nicht liest, braucht die Bücher.“ Deren Anwesenheit sei konzentrationsfördernd, Bücher seien Träger eines „unausgesprochenen Versprechens auf: Wissen, Teilhabe, Versenkung“.

In der Tat: Bücher symbolisieren sichtbar Wissen, zumindest dessen Illusion – anders als Daten. Kaum eine Hotellobby verzichtet heute auf den dekorativen Impact einiger halbgefüllter Bücherregale. Niemand erwartet, dass ihr Inhalt je aufgeblättert würde; allein die Kulisse genügt, um Atmosphäre zu erzeugen. Lässt dieses Phänomen Rückschlüsse auf die Identitätsentwicklung von Öffentlichen Bibliotheken zu? Verkümmert deren Wissensversprechen perspektivisch zum Placeboeffekt, zu anheimelnder Optik?

Die Ausleihzahlen Öffentlicher Bibliotheken gehen kontinuierlich zurück, auch in der Summe physikalischer *und* elektronischer Medien. Dafür gewinnen die Aufenthaltsqualitäten der Häuser, die sich mit reduzierten Buchbeständen im direkten und indirekten Wortsinn Spielräume verschaffen, rasant an Bedeutung. Die Berechtigung dieser Akzentverschiebung, dieses Wesenswandels, ist unbestritten. Zugleich muss von den einzelnen Bibliotheken, aber auch von der Zunft insgesamt beantwortet werden, wie die jeweilige Balance zukünftig aussehen könnte. Man muss bewerten, ob es einen gefährdeten Markenkern gibt – und ab welchem Maß der Nutzungsverschiebung über eine Neubenennung der bisherigen „Bibliotheken“ nachgedacht werden müsste. Wenn die moderne Bibliothek als „Wohnzimmer der Stadtgesellschaft“ bezeichnet wird, sei der Hinweis erlaubt, dass auch das häusliche Wohnzimmer nicht „Bibliothek“ heißt.

Der bisherige Markenkern von Bibliotheken besteht, neben der medialen Kompetenz, in ihrer traditionellen Definition, nicht nur ein Ort der Unterhaltung und Zerstreuung, sondern auch der Arbeit zu sein. Mittlerweile gestalten sich Bibliotheken über das Bereitstellen von Arbeitsgelegenheiten hinaus als Orte mit anregender und angenehmer Atmosphäre: Die Öffentliche Bibliothek übernimmt damit Qualitäten der früher verbreiteteren häuslichen Privatbibliothek, sie demokratisiert privilegierte Situationen. Salopp gesagt: Die Öffentliche Bibliothek wurde gemütlich, offen und freiraumgewährend – muss aber mehr bleiben, um ihre eigenständige Existenz zu begründen.

Das Problem sich verschiebender Förderbedarfsargumentationen ist aus den übergeordneten kulturpolitischen Debatten bekannt: Der in den 1980er- und 1990er Jahren aufkommende Hype der Umwegrentabilitäts-Berechnungen stieß, zu Recht, auf große Skepsis: Denn wer zu betont auf den Wert von Kultur als Wirtschaftsfaktor verweist, hat ein Legitimationsproblem, wenn letzterer nicht mehr evident ist. Muss, dazu analog, heute vor einer Überbetonung der nicht-medialen Funktionen von Bibliotheken gewarnt werden? Öffentliche Kreativ-, Veranstaltungs- und Versammlungsräume bieten soziokulturelle Zentren ebenso. Bürgerhäuser bieten digitale Werkstätten an. Und frei bespielbare Klaviere stehen in jeder dritten Bahnhofshalle – wenn auch weniger gut gewartet.

Never change a winning institution?

Ein Text über die Identitäts-Problematik von Bibliotheken könnte es sich einfach machen und zunächst auf die Statistik verweisen. Die 10 Mio. Menschen, die in

Deutschland derzeit aktiv Bibliotheken nutzen, werden nicht irren: Sie wollen und suchen offensichtlich etwas, das sie in den diversen Arten von Bibliotheken auch finden. Und diese erfolgreich Suchenden stellen trotz aller Umwälzungen in der Wissenswelt eine relativ stabile Größenordnung dar, sogar mit Vermehrungspotenzial – allerdings, wie oben eingeführt, nicht als Entleihende, sondern im Sektor Besuch. Und perspektivisch als Mitgestaltende. Irgendwann sogar als „Ko-Bibliothekarinnen und -Bibliothekare“? „Never change a winning institution“, wäre also gerade der falsche Schluss, der aus der erfreulichen Statistik zu ziehen ist. Denn die Nutzungszahlen wären nicht so, wenn die Bibliotheken ihr Rollenverständnis nicht so aktiv weiterentwickelten und veränderten, wie sie es zum überwiegenden Teil seit geraumer Zeit tun. Zugleich stehen sie allerdings in dezidiert konservativen Traditionen, sind Institutionen mit hoher Beharrungskraft. Das macht die Frage der Identität so spannungsreich – nicht zuletzt für das bibliothekarische Personal selbst.

Ausgangssituation: Bibliotheken zwischen Erkenntnis- und Machtinteressen

Eines ist allerdings sicher: Die Bibliothek ist nicht erst neuerdings eine Institution im Identitätswandel. Das war sie auch schon, als man sie noch primär als Medienspeicher begriff. Denn die Sammlung von Wissen ist nicht nur mit Erkenntnis-, sondern auch mit Machtinteressen verbunden – die sich auf einer politischen Bewertungsskala zwischen demo- und autokratisch beinahe beliebig orientieren können. Das sind handfeste Identitätskategorien.

Schon der vielfach mystifizierte Urort bibliothekarischer Arbeit, Alexandria, war Hort kolonialer Politik. Alexander der Große gründete die Stadt als griechisch-mazedonischen Brückenkopf in Nordostafrika, sein General Ptolemäus ließ die Universalbibliothek als Teil einer dynastischen Kulturpolitik anlegen – übrigens mit einem erheblichen Anteil an Raubgut. Hauptsache, die Sammlung wuchs.

Das ist lange her. Und trotz der grassierenden Geschichts-Nostalgie wird heute niemand mehr behaupten, dass Palast-Bibliotheken mit okkupativ-politischen Zielsetzungen und aggressiven Erwerbspraktiken, wie sie auch der antiken Konkurrenzeinrichtung in Pergamon zu Eigen waren, Vorbildcharakter haben. Dennoch ist eine gewisse Dekonstruktion des antiken Bibliotheks-Mythos erforderlich, um zu demonstrieren, dass Wissensaufbewahrung noch nie, und wenn, nur Wenigen, als ausschließlicher und edler Selbstzweck galt. Hinzu kommt: Wissensspeicher können zugleich der Wissensverhinderung dienen: Umberto Eco's *Der Name der Rose* wirft ein Schlaglicht auf die Bibliothek als Buch-Gefängnis, das Inhalte unter allen Umständen von ihrer Verbreitung abzuhalten hat – notfalls unter Selbstaufopferung des Bibliothekars ...

Vom Herrschaftswissen zum Empowerment

Heutige Bibliotheksarbeit leitet ihren Grundauftrag unmittelbar aus dem Grundgesetz ab: Aus der Selbstverpflichtung des Staates, seiner Bevölkerung zu ermöglichen, sich aus „allgemein zugänglichen Quellen ungehindert zu unterrichten“ (Artikel 5.1 GG). Damit unterscheidet sich die moderne Öffentliche Bibliothek prinzipiell nicht nur von ihren antiken Ikonen, sondern von ihren direkteren Vorgängermodellen, der fürstlichen oder klösterlichen Büchersammlung, die nur wenigen zur Verfügung standen – und so der elitären Herrschaftssicherung per Informationsvorsprung dienen.

Als kommunale Bibliothek unterscheidet sich die Öffentliche Bibliothek natürlich auch von ihren eigenen unmittelbaren Ursprüngen: Etwa, so das der Fall ist, der ehrwürdigen Ratsbibliothek, auf die gegebenenfalls mit viel Stolz verwiesen wird – eine sehr zugangsbeschränkte Einrichtung der Oligarchie. Die Identitäts-Geschichte von Bibliotheken weist also einen gewaltigen Paradigmenwechsel auf: weg von der Schaffung von Herrschaftswissen, hin zum Ziel der Informationsverbreitung.

Die demokratische Grundfunktion Öffentlicher Bibliotheken ist zurzeit offensichtlicher denn je, zugleich ihre Bedeutung als frei zugänglicher physischer Raum: Wer Fake News fürchtet, muss Bibliotheken fördern. Und wer Integration von Zuwandernden möchte, muss Bibliotheken in die Lage versetzen, ihre Potenziale als schwellenarme Bildungsorte noch stärker ins Spiel zu bringen.

Dieser Bedarf gilt ebenso für die „biodeutsche“ Bevölkerung. Denn neben der sozialen Spaltung der Gesellschaft gibt es längst die digitale, die zumeist entlang derselben Teilhabe-Trennlinien verläuft. Hinzu kommen generationelle Gegensätze. Das bedeutet: Die elementare Aufgabe von Bibliotheken, Zugang zu Informationen und Wissen für alle zu ermöglichen, gewinnt in der digitalen Welt neue Dimensionen. Ebenso dringend, wie unser Land Zuwanderung benötigt, brauchen wir Öffentliche Bibliotheken – um eine Wissensgesellschaft zu werden, die der sozialen und digitalen Spaltung entgegenwirkt.

Die künftige Bibliothek als Balance-Akt

Wie aber geht die Entwicklung der Bibliothek nun weiter? Langt „irgendwie offen, irgendwas mit Medien“ als Aufgabenbeschreibung? Werden Bibliotheken schlicht zu kostenfreien Coworking-Spaces mit integrierten Datenbanken, in denen Papiermedien mittelfristig nur noch dekorative Funktion haben? Die neue Bibliothek Dokk1 im dänischen Aarhus sieht ein wenig so aus – gesponsert von einer Stiftung, deren Geld aus dem Digital Business stammt. Aber man sollte Papier nicht unterschätzen, weder als Lese-, noch als lesergerät-unabhängiges Speichermedium. Andererseits paart Aarhus die angestrebte digitale Dominanz seines Angebots mit dezidiert physischen Angeboten, mit dem Ambiente eines Indoor-Tummelplatzes.



Abb. 1: Aarhus, Dänemark: Ambiente eines Indoor-Tummelplatzes. © H. Bleyl.

Die richtige Balance zwischen digital und analog, zwischen körperlichen und geistigen Bedürfnissen, zwischen Lärm- und Lernräumen, individuellen und kollektiven Bedürfnissen wird jede Bibliothek selbst definieren und immer wieder verändern müssen. Entscheidend wird jedoch etwas Grundsätzlicheres sein: die

Frage, ob und wie die Demokratisierung des bibliothekarischen Selbstverständnisses, wie sie eingangs in der historischen Dimension angedeutet wurde, weitergeht.

Erschütterungen und Ballastabwurf

Die Konkurrenz durchs Internet erschüttert die Autorität der Institution Bibliothek, nimmt ihr die Nadelöhrposition, stellt also eine enorme Erweiterung der Demokratisierung von Wissen dar. Anders gesagt: Das Internet ist ein Medium, das von Bibliothekaren statt von Militärs hätte erfunden und gefördert werden sollen. Bekanntlich war das nicht der Fall. Nun aber können und müssen Bibliotheken diese Erschütterung nutzen, um Ballast abzuwerfen.

Der große Trend ist dabei klar: Physische Medien verlieren an Bedeutung, die Bibliothek als physischer Raum hingegen gewinnt rasant an Wichtigkeit. Auch insgesamt verlieren die Medien an Bedeutung: Die Anzahl der virtuellen Entleihungen steigt zwar – aber nicht so stark, dass das den Rückgang der physischen Entleihungen zur Gänze ausgleichen würde: In den letzten zehn Jahren ist die Zahl der Entleihungen laut Deutscher Bibliotheksstatistik um sechs Mio. zurückgegangen.

Man mag einwenden, dass sich das durch eine Ausweitung des digitalen Entleihangebots wieder steigern wird. Doch gerade die Wissenschaftlichen Bibliotheken, die im Gegensatz zu den Öffentlichen Bibliotheken bereits über die Hälfte ihrer Anschaffungsetats digital konzentrieren, sind für den Entleih-Rückgang in der Gesamtstatistik ursächlich. Klar ist: Es werden nicht weniger Medien entliehen, weil sich weniger Menschen – sei es physisch oder digital – in die Bibliotheken begeben würden, im Gegenteil: Im selben Zeitraum stieg die Zahl der Besuche in den Bibliotheken um 20 Mio., ebenso die Menge der dort angebotenen Veranstaltungen. Deren Zuwachs im Vergleich zu 2007 hat eine Dimension von rund 100 000 Veranstaltungen pro Jahr.

Die Chancen der Post-Wachstums-Bibliothek

In Bezug auf die schiere Medienmenge haben wir es also, jahrhundertlang undenkbar und noch vor Kurzem von Gehaltseinstufungs-Interdependenzen konterkariert, mit Post-Wachstums-Bibliotheken zu tun, zumindest im Bereich der kommunalen Einrichtungen. Das schafft Luft für ein erweitertes Aufgabenprofil. Die Digitalisierung bedeutet eine physische Entlastung der Bibliotheksräume, die durch eine konsequentere Haltung in Bezug auf die analogen Bestände noch steigerbar ist. Die Hälfte seiner Ausleihen erlebt ein Buch in seinen ersten beiden Bibliotheks-Jahren. Danach wird es immer ungelesener, also unlebendiger, letztlich tote Materie. Das bedeutet: Bibliotheken – natürlich wiederum nur die kommunalen, die keinen Sammlungsauftrag haben – müssen den Mut aufbringen,

ihre Bestände im Zweifelsfall zu verkleinern. Der Weg weg von der bestands-, hin zur benutzerorientierten Arbeit beinhaltet unabdingbar, dass nicht nur Wissenschaftliche, sondern ebenso Öffentliche Bibliotheken nicht nur auch, sondern gerade auch an Sonntagen geöffnet sind. Genauso wenig, wie Demokratie ausschließlich an (Wahl-)Sonntagen stattfinden sollte, dürfen Bibliotheken in der Werktagsöffnung verharren.

Befreiung vom Autoritätsanspruch

Die arbeitsrechtlichen und finanziellen Schwierigkeiten, mit denen das verknüpft ist, sind bekannt. Dennoch darf man optimistisch sein, dass der bibliothekarische Berufsstand die Fortentwicklung seiner Institution selbstbewusst in die Hand nimmt – und das heißt: Macht abgibt. Es wäre folgerichtig. Zur Erinnerung: Heute ist das selbsttätige Stöbern im Freihandbereich eine absolute Selbstverständlichkeit – doch noch in den 1970er Jahren galt nicht wenigen Kolleginnen und Kollegen ein ganz anderes Verfahren als angemessen. Sie waren davon überzeugt, dass den Interessenten an der wörtlich zu verstehenden Theke das für passend Gehaltene auszuhändigen sei. Solche gut gemeinte Bevormundung ist heute undenkbar, die freiwillige Beratung umso willkommener. 2030 wird es im Rückblick genauso selbstverständlich ein, dass die Menschen, die Bibliotheken nutzen, mitentschieden haben, wie die Bibliothek gebaut worden ist. Dass sie auch mitentscheiden, wie sich deren Raumprogramm und „Bespielung“ immer wieder ändert. Und es wird völlig normal sein, dass die Bibliothek permanent genutzt wird – auch in Abwesenheit von Bibliothekspersonal. Der Brand dieses neuen Selbstverständnisses könnte also, frei nach populären Vorbildern, lauten: „Ich bin eine Bibliothek, verändert mich!“

Vertrauen wagen

Ein erster Schritt in diese Richtung ist der Vertrauensversuch, der mit der Open Library der Stadtteilbibliothek Hamburg-Finkenwerder begonnen wurde und bereits seine Nachahmer gefunden hat, so in Bremen, Norderstedt, Bielefeld oder Hannover. Wer seine Bibliothekskarte durch das Lesegerät neben der Eingangstür zieht und mindestens 18 Jahre alt ist, kann hinein. Auch an Tagen und zu Zeiten, an denen kein Personal vor Ort ist. Da mag man sich misstrauisch fragen: Und was ist, wenn dieser Besuch dann mit allerlei wieder hinausgeht, das gar nicht für den Leihverkehr vorgesehen ist? Immerhin 11 000 Medieneinheiten liegen in der kleinen Finkenwerder Filiale der Hamburger Bücherhallen bereit, die Nintendo-Spiele werden in der aufsichtsfreien Zeit allerdings weggeschlossen. Das Beispiel Dänemark zeigt schon länger, dass so etwas funktionieren kann. Dort gibt es bereits weit über 500 Öffentliche Bibliotheken, die seit gut 10 Jahren ihre Erfahrungen mit dem offenen Konzept machen. Ganz überwiegend sind sie

positiv. Nach einem langen Wochenende, berichten die dortigen Profis, sind die Möbel manchmal umgeräumt – aber das nicht unbedingt zum Schlechteren. Als veritable Arbeitsplatzgefährdung wird das dänische 24/7-Modell anscheinend nicht angesehen.



Abb. 2: Stadtteilbibliothek Hamburg-Finkenwerder: Zugang außerhalb der Öffnungszeiten mittels Lesegerät. © H. Bleyl.

Kooperatives Planen

So, wie die kuratorische Macht von Museen schwindet, um Partizipation zu ermöglichen, zum Beispiel in Gestalt der kulturellen Selbstrepräsentation von Minderheiten, ist auch die Allein-Zuständigkeit von bibliothekarischem Personal für das, was in Bibliotheken geschieht, perspektivisch ein Auslaufmodell. Beim Neubau der City Library von Helsinki spielten Beteiligungsverfahren, in denen deutlich der Wunsch nach offenen, vielfältig nutzbaren Räumen zum Ausdruck kam, bereits eine wesentliche Rolle. Der Stadt waren diese Prozesse immerhin 100 000 Euro wert. Heraus kam unter anderem ein kompletter *Do it your self Floor*, inklusive leerer Räume, also *Unprogrammed Spaces*. Neben dem Bibliothekspersonal

dürfen sich also auch Architekturbüros auf kollektive Planungsprozesse einstellen, deren Komplexität nicht zu unterschätzen ist. Architekten werden sich übrigens auch fragen müssen, wie stark sie späteren Anpassungen der von ihnen (mit)geschaffenen Räume im Weg stehen wollen, wenn sich die Erfordernisse ändern. Das strikte Beharren auf Urheberrechten hat schon mancher Bibliothek die Einstellung auf neue Aufgaben erschwert.

Fazit: Die Verflüssigung von Wissen als Treibstoff der Demokratieentwicklung

Der Hauptimpuls für eine konsequente weitere Demokratisierung dieser uralten Institution muss freilich von denen ausgehen, deren Expertise, nicht aber Autorität, weiterhin dringend benötigt wird: dem bibliothekarischen Berufsstand. In diesem Prozess werden im wörtlichen Sinn zahlreiche Arbeitsplätze verloren gehen, denn die notwendige Flexibilisierung des Raumprogramms wird vor den Verwaltungstrakten nicht haltmachen. Statt reservierter Areale mit großem temporärem Leerstand wird es mehr mobile Arbeitsplätze geben, was keineswegs zum Nachteil der dort Beschäftigten sein muss. In der Bibliothek der TU Delft ist solch ein Modell bereits in der praktischen Erprobung.

Raum abgeben, Macht abgeben, Autorität einbüßen – ist das erstrebenswert? Nicht auf den ersten Blick. Und nur unter der Voraussetzung, dass man den umfassenden Wandel des bibliothekarischen Berufsbildes anerkennt. Der wiederum basiert auf einer grundsätzlichen Orientierung hin zu einer immer demokratischeren Identität; zu einem Selbstverständnis, das die Auflösung der Wissens- und Gestaltungsmonopole nicht als Gefährdung, sondern als Bereicherung ansieht und hier nach einer aktiven Rolle sucht. Der Lohn ist eine attraktive Institution, die Fundamentales zum Funktionieren unserer Gesellschaft beiträgt.

Wissen ist wie Wasser, immer wieder wechselt es seinen Aggregatzustand. Eines seiner Gefäße ist die Bibliothek. Dort kann es in Form eines Festkörpers lagern, durch Datennetze fließen oder sich als Wolken kumulieren. Wissen wechselt sein Gewand wie überströmendes Wasser das Flussbett, längst hat es auch das Gefäß Bibliothek überflutet. Doch weder die Fluidität noch die immense dampfförmige Ausbreitung des Wissens beschreiben den Kern dessen, was den Drive der institutionellen Veränderung von „Bibliothek“ ausmacht. Dieser Drive, gemessen in Jahrhunderten, heißt Demokratisierung. Die Digitalisierung bewirkt diesbezüglich zweierlei: Beschleunigung und weitere Notwendigkeit. Ob mit oder ohne Bücher.